

# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Halle a. S., den 22. Juli

1921 / Nr. 159

Er erscheint täglich

## Die Herweghs.

Ein rechtscherlicher Roman von  
Liesbet Dill.

**(29. Fortsetzung.)** Nachdruck verboten.

„Sonn' hast du mir nichts zu sagen?“ wiederholte Ernst und schaute Luz an.

Dieser erwiderte den Blick fest und ruhig: „Nein,“ jagte er.

Ernst blickte auf die Noten und schwieg.

Luz hatte sein verändertes Gesicht bemerkt, er redete sich zusammen: „Wenn du vielleicht an ein Gerbde geglaubt hast, so kam ich dir schuldig.“

Ernst hob die Hand: „Keine Schwüre zwischen Brüdern! Das hat ja jetzt alles keinen Zweck mehr. Du brauchst mir auch das Ehrenwort nicht zu geben.“

„Du gekaltete wenigstens, daß ich sie verteidige,“ sagte Luz. „Du hast keine Frau viel allein gelassen, sie war hübsch und jung und ich muß dir glauben,“ jagte er. „Wir haben miteinander korrespondiert, und ich habe sie ins Theater und Kurhaus begleitet und das alles hat du gewußt. Warum aber hast du keinen Versuch gemacht, sie zurückzuerbitten?“

„Es machte mir keinen Spass,“ jagte Ernst. „Ich habe wenig Talent zu gewalttätigen Erwerbungen. Mir fehlt alles, was dazu nötig ist. Elastizität, Schwungkraft und Eleganz! Vor allem die Begeisterung dafür. Und als du merktest, daß die Sache von der anderen Seite ernst genommen wurde, fandest du es besser, dich zurückzuziehen, nicht wahr?“

Luz schwieg. Dann jagte er: „Du solltest nicht den Richter spielen, Ernst, weil ich ein paar Wagnertagen mit Gretel unternommen habe und einmal auf eine Redoute mit ihr ging.“

Ernst begann zu lachen. Ein Lachen, das an den kalten Wänden höll' wiederhallte. Er hielt die Hände um den Tisch gekrallt, seine Augen funkelten den Bruder an: „Das war an jenem Abend, als ich die Mathispassion hörte? ja? Ich erinnere mich und ich muß dir glauben,“ jagte er, ohne die Hand des Bruders zu ergreifen, die sich ihm entgegenreckte, „obwohl Herr Gimpel anderer Ansicht war. Aber der ist fort und hoffentlich wird er nie wiederkommen. Schon aus diesem Grunde ist es gut, daß er über die Grenze ist. Es gibt kein Unglück, das nicht auch seine gute Seite hätte ... Nein, niemand hat das Recht, sich zum Sittenrichter aufzuspielen, denn keiner von uns ist ohne Schuld. Lassen wir das alles begraben sein.“

Er erhob sich und reichte dem Bruder die Hand. „Aun geh. Und grüß Mama.“

Luz verabschiedete sich herzlich von dem Bruder.

Es ist wirklich ein idealer Mensch, dachte er, als er die lange Launischstraße nach der lichterleuchtenden Stadt, die aus dem letzten Nebel aufsteigte, herunterschritt.

Als Ernst allein war, fand er eine Welt sinnlos da. Dann nahm er einen malguzinen Brief aus seiner Tasche und überlas die stillen kindlichen Schriftzüge, die das gerippte Papier bedeckten. „An der alten Stelle, unter den Tischen, erwartete mich pünktlich im Drei. Ich nehme einen Wagen am Dohnigoggraben, vielleicht fahren wir zusammen, das wäre noch netter. Er ist wieder in Eppenhäusen und kommt erst spät Abends zurück.“

Mehr braucht man eigentlich nicht, dachte er. Ein Dutzend, der aus dem Papier aufstieg, rief ihm die Erziehung Gretels noch einmal lebendig in Erinnerung. Dann schüttelte er diese Gedanken mit Gewalt ab, änderte eine Kerze an und verbrannte den Brief. Die Asche ließ er auf den Tisch, und ein Stückchen Papier blieb übrig, das nicht brennen wollte. „Gretel“ fand darauf. Er schimpfte es zum Fenster hinaus, und es flatterte in die dunkle Tiefe ...

\*

Es regnete in Strömen. Trotzdem stand am Morgen der Straffenwerkung die Straße vor dem Landgericht schwarz von Menschen. Sobald die Gerichtsdienner die Türen öffneten, wurde der Sitzungssaal gestürt. Herbert wurde der Kut vom Kopf und zwei Ändpe von Leberzucker gefressen, aber er war wenigstens hingecommen und stand hinten an die Wand gedrückt unter den Zuhörern.

Der Saal war so voll, daß die Türen genäulich geschlossen werden mußten, und die Scharke, welche den Zuhörerraum von den Zeugenbänken trennte, bog sich vor dem Anprall der Leiber. Neben Herbert schauerte der rote Bademeister aus dem Engel, der sich unaufrichtig das rote Gesicht wuschte, links befand sich die wußdurchwärmte Tische, und vor ihm drückten sich ein paar Frauen in Federhüten, welche sich über die Enge beklagten, die aber um keinen Preis ihren Platz aufgeben hätten, wie Herbert ihnen vorzuschlug. Unter den Zuhörern erkannte Herbert einen Glasermeister aus der Mainer Straße, den ... anapothiker mit seinen Bromberaegen, Gretels Freund und einige Antjeleute aus der Kurhausstraße, Herrn Weiß, den vornehmen Freiseur, und behäßige Rheinauer Bürger. Die Richter erschienen in ihren langen schwarzen Talaren und den Samitbarretten. Den Vorsitz führte ein Landgerichtsdirektor, der bleich und angegriffen aussah, wie nach einer überaus anstrengenden Krankheit, zwei jüngere Richter nahmen rechts und links von ihm Platz. Der Staatsanwalt, ein fülllicher Herr mit Schmissen und Monotel, ließ sich an seinem kleineren Seitenisch rechts vom Richterisch nieder, der Verteidiger, ein noch unbekannter neuer Anwalt mit blonder Blase

und goldener Brille, sprach eben mit Ernst, der auf der Anlagebank saß.

In dem trübten Halbdunkel des winterlichen Morgens kam er Herbert verändert vor, abgemagert und bleich, aber er schien ruhig und gefaßt. Herbert entdeckte mit seinen grauen Lauchaugen im Hintergrund unter den Zuhörern ferner Major Lunte in Zivil und den weißen Kopf Desks Antonos. Sie warteten auf Ernst's Verteidigungsrede, um darüber in der Mainer Straße zu berichten. Tant Betty schien schon nachgelassen nicht vor Begrüde, etwas über die Verhandlung zu erfahren. Die Kölschen Ernst, die an den Wänden hinter dem Richterisch saßen, kannte er alle, und die drei Refendare, die mit überlegenen Namen und lässig übernehmend, schlagamen Benien herumsaßen, waren mit Luz in eine Klasse gegangen, ehemalige Verbindungsbrüder. Herbert war orientiert. Schneewegen konnte der Vorhang nun aufgegangen werden.

Als erste Zeugin wurde Witwe Kumpf vernommen.

In einem süchtigen Nezmannel, in den sie ihre Leibesfülle eingepreßt hatte, einem Kapotit mit wogenden lilafedern aus dem Haupt, betrat sie den Saal. Nachdem sie unter Schwierigkeiten ihren Eid abgelegt, bei dessen Formel sich alles erhob und die Richter die Barakte abnahmen, begann das Verhör. Frau Kumpf sagte den Richtern auseinander, daß sie vor Jahren ihr Geld zu Herwegh gebracht habe, weil ihr Herr Kolten gelast hatte, es wäre dort am besten aufgehoben. „Ich hatte mal ein Haus verkauft und mußte mich, wohnt mit meinem Geld.“

Aber sie wurde von dem Vorsitzenden unterbrochen: „Das heißt ja alles bereits fest. Sie hatten dem Angeklagten die vierzigtausend Mark mit der Bedingung übergeben, daß sie in einer Hypothek angelegt würden. Statt dessen wurden sie in Indukstiaten angelegt ohne Ihre Einwilligung, während Ihrer Abwesenheit. Und als Sie verlangten, daß man sie verlaufe, waren sie in Eppenhäuser Aktien festgelegt, die man nicht ohne großen Verlust verkaufen konnte. So wenigstens haben Sie damals ausgesetzt.“

Der Verteidiger erbat sich das Wort: „Aber die Verwendung dieser vierzigtausend Mark war nichts weiter ausgemacht, als daß sie mehr als sechs Prozent bringen müßten, sie wurden in einer dritten Hypothek auf ein Haus angelegt, und Frau Kumpf war nur deshalb nicht damit zufrieden, weil sie eben nur sechs Prozent brachten.“

„Nein, weil das Haus Schummant hatte,“ sagte die Witwe, die eine hohe kräftige Stimme besaß. „Deshalb hab' ich mein Geld herausgegeben und ließ es in Aktien verwandeln. Aber ich hab' ausdrücklich gesagt, keine Bergwerkaktion sollen es sein, und als ich von Rauehen zurückkam, war alles in Gruben angelegt. Und an Gruben hab' ich nun mal keinen Spass. Die können erstarben, oder schlagende Wetter richten Zerstörungen darin an, und oft streifen sie auch, und dann gibt man da mit seinen Papieren. Wenn es noch Bochumer oder Gelsenkirchener gewesen wären,“ fuhr sie aufgebracht fort, „die Weggend kennt man, aber Zintmwalder oder Edderitz, für die ist er eine Vorliebe hatte — ich weiß gar nicht wo das ist! Womöglich hinter Berlin, dort will ich nichts liegen haben. Ich hab' immer gesagt, im Rheinland muß es sein, da weiß man, was man hat.“

„Bestanden denn aber die Verwendung Ihrer Gelder sonst keine schriftlichen Abmachungen?“

Nun sprachen Verteidiger und die Witwe zu gleicher Zeit.

„Frau Kumpf kam immer persönlich auf das Bureau und war von allem wohlunterrichtet, die Ausüttungen über das angelegte Kapital wurden ihr stets ausgesetzt.“

„Ja, die hab' ich freiwillig bekommen, diese Duitungen,“ rief die Witwe, deren kuperrotes Gesicht wie eine ver-schrumpfte Orange aus der fliederfarbenen gepaussten Federboa herausglühte, „aber was haben sie mir denn g'müßt? An allem ist der Bureauvorsteher schuld, denn Herwegh hat mich immer gut beraten. Meine Kunststücke hat er mir mit Gewinn verkauft. Hätt' ich sie nur heut noch.“ Sie zapfte die Federn vom Dasse. „Aber seit der verfluchte Gimpel ...“

„Ich bitte, sich nicht solcher Ausdrücke zu bedienen,“ wurde sie ermahnt. „Sie sind vor Gericht. Außerdem ist hier niemand taub.“

„Nun ja, ich sag' es, wie es ist. Der Gimpel hat mich übers Ohr gehauen, nach allen Richtungen. Als ich Eisenbahnlinien haben wollte, ich dachte natürlich an Niederwaldbahn oder Arelfelder, da hat er mir Worthen Paszike und Raagklindal Prader genommen, und als es auskam, aus Kotsoswitzer Mutter zu machen ...“

„Aber das gehört doch wohl nicht hierher.“

„Doch es gehört hierher, denn die's Altien hat er mir doch ausgehandelt. Was weiß ich von den Südseeinseln! Dem dort wurde das doch gemacht. Aus Palmäumen, glaube ich, eine Art Speisefett, es sollte eine große Zukunft haben. O bitte, das ist mir sehr wichtig, Herr Präsident, denn ich hatte dreißigtausend Mark drin stecken, und nachher brachten sie kaum vier Prozent, und ich konnte keine Nacht mehr schlafen, weil sie sagten, die Japaner wollten die Inseln haben, und als ich in Schlangenberg für ge-bräunte, hat er alles für in eine Fingelabrik gesteckt! In Südamerika! Immer, wenn ich verreist war, machte er das, dann hatte es solche Güte, und sonst hat er es nachsichtig nicht eilig gehabt, zum Beispiel, wenn man sein: Inseln haben wollte ...“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Hofpoet.

Von  
Franz Karl Gingsel.

(Nachdruck verboten.)

Um das zehnte Regierungsjahr des Sultans Abdul Dschah war es gefahren, daß der damalige Hofpoet und kaiserliche Kammerdichter Hadsjan Gulen auf der Treppe zur Hofkapelle ausstieg, das Gesicht braun und verzerrt.

Der Sultans hielt es nicht für nötig, den solcherart erkrankten Poeten eines Hofdichters im besonderen auszusprechen. Es war ja nicht daran zu zweifeln, daß die angelegenen Sänger des Landes sich schmeigeln um den lederen Poeten würden, wie es seit Menschenjüngenden den Lesern war. Aber merkwürdiger geschah das diesmal nicht. Man warzte bei Hofe, es meldete sich niemand.

Einmal nur, am fünften Tage nach dem Tode Hadsjan Gulens, war ein älterer, dürftig gekleideter Herr, seines Zeichens Registraturauschfischfänger, der in freien Stunden sich mit allerlei Feit-, Vereins- und Gelegenheitsbildungen zu beschäftigen pflegte, im kaiserlichen Palais erschienen. Der Mann war offenbar übergeschnappt, denn er bewarb sich allen Ernstes um den erledigten Posten des Hofdichters, worauf er, es war noch im Vorzimmer, von den dort verammelten Waksien fußgerand hinausgeworfen wurde.

Schon aber begann der Sultans ungeduldig zu werden. Er ließ den Großwesir rufen und verlangte die volle Wahrheit zu hören über das Fernbleiben aller Poeten.

Der Wesir begann: „Beherzlicher aller Gläubigen! Vor deiner Macht und Güte ist Wahrheit das Selbstverständliche. Sie darf es wagen, vertrauensvoll vor deinem Thron zu erscheinen wie der geringste deiner Untertanen. So vernehme denn in Gnaden: Im Laufe der drei Jahresjahre, die Hadsjan Gulen Hofdichter war, die alle Gedichte, die ja unter dessen Führung und merkwürdigen Veränderungen in der Gitter der neuverfaßten Poeten vor sich gegangen. Ich habe nach verschiedenartigen Richtungen hin Erkundigungen eingezogen und alle stimmen darin überein, daß die Seele der jetzigen Dichter sich vor vielem loszulösen beginnt, was man Gemeinamkeit der Gefühle und Ueberzeugung nennt. Sie besapanten, ihre ganz besondere Welt in sich allein endet zu haben, auf die sie ihnen vor allem antommt und in der sie unumfänglich herrschen sind. So groß und vielseitig sei diese Welt, daß kein irdisches Reich ihr gleich komme. Ihre Schmerzen und Freuden erscheinen ihnen demgemäß ungleich wichtiger, als was sich draußen in der Welt begeht. Sie halten es daher auch nicht mit ihrer Würde vereinbar, in irgendwelche äußere Dienste zu treten, und selbst nicht in die Dienste des mächtigsten Herrn der Welt. Allerdings, genau genommen sind es nur wenig unter ihnen, die in Wirklichkeit so denken; es sind die Führer und Reutören im Meisterischen; die anderen schließen sich ihnen an und ähmen ihre Gebärde und ihr Selbstbewußtsein nach dem Anspfangsbedürfnis der Gitter heraus. Und so kommt es, o Herzherrlicher, unter der Sonne, daß sich keiner unter ihnen um die Stelle des Hofdichters bemühen mag und darf. Mancher trägt vielleicht geheimen Wunsch danach, aber er fürchtet den Spott und die Mißachtung der anderen.“

Der Sultans hatte seinen Kausler lächelnd angehört. „So werden wir uns denn ohne Hofdichter behelfen müssen,“ meinte er dann. „Der Verlust wird zu ertragen sein und fast erfreut der Gewinn mir wesentlich; es war mir stets willkommen, mir der Grenzen meiner Macht bewußt zu sein.“

Damit war aber die Sache für den Sultans doch nicht abgetan. Er hatte im Laufe seiner Regierungszeit nur allzu oft erfahren müssen, wie viel an Schmeichelei und Habguth unter den Höflingen wucherte, die seinen Thron umdrängten. Der Gedanke berührte ihn wunderbar, es gäbe da in seinem Reiche eine ganze Schar von jungen, hoffnungsfreudigen Männern, die allein auf sich gestellt sein wollten und sogar auf den Glanz und die Würde seines Hofes verzichteten. Aus der Achtung, die er ihnen entgegenbrachte, erwuchs Teilnahme, er ließ sich im geheimen ihre Werke kommen und begann als bald, ein immer größeres Verlangen an den abfertigen Stunden zu empfinden, da er sich in das Wesen dieser jungen Stützen und Lehrlinge vertieft, die sich zumutlich wie ungehörige Füllsel auf der Sommerreise ihres Geistes tummelten. Er erkannte: im Drange, die Welt sich neu zu erobren, stärksten sie nichts so sehr als die Ueberlieferung. Diese war ihr gemeinsamer Feind, dem sie immer wieder die stürzenden Seeve ihres Wises und ihrer unflüchtigeren Absichten in die starrten Belegen rannte. Und das lieh selbst dabei sich oft in den wunderlichsten Vorstellungen gebärdeten, machte ihm ihr Treiben nur um so unterhaltsamer. Aber auch den Ernst und die Reinheit und das Fruchtrbringen ihrer Bemühungen verkannte er nicht. Denn er hatte bereits die hohe Kunst erlernt, nicht nur dem Bleibenden, sondern auch dem Wandelnden sein väterliches Herz zu öffnen.

Und so geschah es, daß der Sultans bald einer der besten und vernünftigen Kenner der neuzeitlichen Tummelle des Schriftstums wurde, was allerdings niemand bei Hofe wußte außer seinem Großwesir.

Unter dem belläubigen Duzend neuer Sänger, an denen sich der kaiserliche Herr besonders erbaute, war ihm einer, namens Emsil, zweifellos der Beste. Gledich ihm auch an diesem Punkte, das gramlich beschlagene Schicksel und manche sprachliche Sonderbarkeit des Ausdrucks heraus, sagte er ihm doch so ihm in seltsamer Bewunderung, daß er sich schließlich erwaute, der Wang in ihm, den merkwürdigen Schall von Angeist zu Angeist fernen zu lernen.

Er begab sich vertiebt zu ihm, der auf einem beschleibenden Gürtchen am Rande der Stadt hauste. Er gab sich für einen Gelehrten der Literatur aus, der den Beförderungen der „Jüngsten“ besondere Aufmerksamkeit entgegenbrachte.

Der Dichter erkannte bald den hohen menschlichen Wert seines Besuches, ein Wort ergab das andere und schließlich schloßen sie in der Ueberzeugung, bereits am ersten Tage Freunde geworden zu sein.

Der Sultans ergriffen von da an immer häufiger auf dem Gürtchen des Emsil. Vom Worten aus, worin die beiden in weilen Gesprächen saßen, konnte Abdul Dschah seinen merkwürdigen Redeschwanz, und nie noch hatte er die Fülle



einiger Macht und ihrer Möglichkeiten in solcher Höhe gefährt, als er nur in diesen bestimmten Stunden auf sie verzielt wird und ein Anderer, ein Fremder, ein Unbekannter war.

Eines Tages begann er zu heimlich: „Hör du den Großmeister befehlend und erfuhr durch ihn, der Sultan sei gestrichelt da sich seiner unter den Sängern dieser Zeit um die Stelle des Hofdichters bewerben.“

„Darüber mich Abdul Dschami! Ich nicht wundert, er erwiderte Helim lagend: „Du gehst die Nacht auf Erden, aber die Herrschaft im Geiste. Man soll nicht besoffen werden, wenn man König sein kann. Er belagte uns in unsern Wäldern!“

„Warum Wasaf!“ verlangte der Sultan. „Wäre dir Abdul Dschami persönlich bekannt, du würdest vielleicht anders darüber denken. Er ist hoher Freundhaftigkeit fähig!“

„Möglich“, erwiderte Helim, „aber ich kenne ihn nicht.“ Da sagte Abdul Dschami: „Er steht vor dir.“

Es folgte hierauf eine kleine Stille. Helim sah den Sultan ruhig an. Sein Antlitz überzog immer hellerer Freude.

„Du habe dich wohl genommen, o Herr“, sagte er endlich, tief beugend, „ich will dir folgen, wohin du willst. Dein Wohl, das Menschenleben sei mir alles, was mich erheitert!“

Die Stunde, die Helim, der Stolz und die Hier aller Absichten und Neugier, Soccia laureatus geworden sei, wirkte auf die Gläse der jungen Dichter niederstürmend. Die Wirkung zeigte sich vorerst in einem allgemeinen Schweigen. Man begriff nicht, wie nicht, man habelte sich nicht. Man bestreute sich vielmehr, der Sache als einer lediglich äußeren Rangveränderung keinerlei Beachtung zu schenken oder man tat wenigstens so. Nur zwei der jüngstgegründeten Vierteljahresschriften: der „Welt“ und die „Deutung“, schickten ihm Verse, die er schon vorher eingehend hätte, mit dem höchsten Bemerken zurück, er möge seine Kritik in dieser Hinsicht erlassen. Sie hätten ihn lediglich mit seiner unerbittlichen Stellung in der Welt zusammen, die ja immerhin eine Neuorientierung für die Redaktion bedeuete.

Die Seele des Helim war eigenartig genug, über diesen ersten Dolchstoß die Fähigkeit eines Schmerzes zu empfinden, den er gern für seinen feierlichen Freund erlitt. Helim wußte, wie sehr die Fruchtbarkeit aller Schmerzen dem Ueberland des Dichters zugute komme, er wollte alles willkommen heißen, was ihm noch fernherhin geschah.

Abdul Dschami aber überhäuete ihn mit den zärtlichsten Zeichen seiner Gnade und Freundschaft. Er zeigte sich dem Volke an der Seite Helims häufiger als in der Gesellschaft seines Großvaters. Dem Volke aber, dem alle Dichtung immer nur eines bedeutet (insofern es sie nämlich versteht), erschien diese Rangveränderung „einer der Seltsamkeiten“ als besondere Gnade des Herrschers, wenn man jüdelte den beiden zu, so oft man sie zusammen erblickte.

Im Gehirne des Sultans verflochten die Helim das erste Verlobungsgebot auf seinen kaiserlichen Herrn. Die Aufmerksamkeit im Volke war geteilt. Die meisten behaupteten, damit nicht Redes anfangen zu können, es gäbe, wie sie meinten, allerlei verwirrte und dunkle Stellen darin und selbst am ungeduldrigsten Wortgeplänkel, die dem Empfinden der vielen, auf die es doch schließlich antomme, nicht entzünden.

Für den Abend aber hatte Abdul Dschami den Dichter zu sich geladen. Sie saßen in einem prächtigen Stundesaal mit malachiternen Wänden; aus einer goldenen Schale sprangen kleine Wasser hoch und kühl. Hier las nun Helim dem Sultan seine schönsten Gedichte vor, in denen es blühte und leuchtete von neuen Erscheinungen des Geistes. Die vor ihm noch keiner aus dem geheimen Herrn der Sprache geschätzt, doch sie auch zuerst wie fremde glänzende Stoffe vor dem Gemüt des Hörers standen, ihres letzten Wertes sich erst für spätere Zeit bewußt.

Der Sultan ließ sich manche Zeile wiederholen, erkreuzte sich an mancher neuen Schlichtheit, verheßte auch einiges Bedenken gegen manches Allgegenwärtige nicht, es war wie eine hohe vertraute Feindschaft zwischen den beiden und schließlich umarmte der Sultan den Sänger, überreichte ihm einen kostbaren Ring und sprach: „Ich glaube, du sangst dieses Lied, o Helim, für dich und mich allein. Im Kreise der vielen wird es nicht verstanden werden, nämlich zur Stunde noch nicht; aber im Maße, als die Menschheit sich an dir erheben wird, wird sich auch die Größe deiner Schöpfung erkennen. Wir beide werden dann wohl nicht mehr am Leben sein. Wer das Denkmale, das du uns beiden errichtet, bleibt unerschüttert, ich willste keinen Dank, der dieser Spende angemessen wäre.“

Die Hymne auf den Sultan war das erste, was von Helim seit seiner Ernennung zum Hofdichter veröffentlicht wurde. Die Erwidrerung seiner einstigen Freunde traf ihn nicht unvorbereitet. Es fand in all den kritischen Betrachtungen genau darin, was er erwartet hatte. Nicht als ob man es gewagt hätte, ihm ein plötzliches Mangel an Können vorzubringen; man lobte ihn vielmehr fast nicht weniger als vorher, aber es lag eine festumfassende spöttisch-beachtliche Liebeslosigkeit darin, die ihm ankündigte, er würde jetzt gemacht und ganz bestimmt zu den Toten geleitet werden und all sein früheres Wirken sei dann kaum noch der Rede wert.

Und dabei verhielt es auch. Was immer aus seiner unter dem Namen Helim erschien, es wurde mit einer Vorliebe gelesenen Spätere umgeben, die ihn, er mochte sich für Überlegen dünken oder auch nicht, nur um so tiefer kränzte, als sie in aller ihrer Verehrung und Bosheit hoch von künstlerischem Werte, von jungem, ungetrübten Geiste zeugte. Er liebte diese jungen Leute, die so vieles sich selbst verbantzen wollten, er schätzte ihre Herzlichkeit und Ungehörigkeit, er liebte sie trotz allem, denn sie waren die Gemüser seiner Jugend.

Der Sultan wußte vielleicht, was in Helim vorging. Aber es war, als wogte er nicht, daran zu rühren. Es ist den Großen unerschütterlich, sie sind nie getragene Opfer zu verzeihen, die sie nicht auszuliegen vermögen. Auch war ihm Helim, als Freund und Berater geradezu unaussprechlich geworden. Er hätte ihn niemals zu lassen vermocht.

Dies Schöpfung am Schrifttum und all seinen immer neu erwachenden Willen (von edleren oder minderen Dufte) ließen sich aber nicht mehr nicht nehmen. Und immer wieder traten neue Kämpfe auf dem Blau und wogten sich an das Wort und suchten es zu bejähigen.

Unter all den jungen neuauftretenden Sängern war es einer, namens Jusuf Seridun, der die Aufmerksamkeit des Sultans am meisten erregte. Man erzählte sich, er lebe irgendwo in der Provinz, aber niemand hätte ihn noch zu Gesicht bekommen. Nur seine starken strahlenden Beine lagen in den jungen Zeitschriften auf, die sich darum geradezu rissen. Es dauerte nicht lange und Jusuf Seridun war der Held des literarischen Tages. Man las in den Vereinen fast nur mehr seine Gedichte vor, jedes seiner Gedichte wurde von einem Duzend entzunderter Muster vorgetragen, man fand, es wählte keiner die Seele der Zeit in im Tiefsten zu treffen als Jusuf Seridun.

Dies war auch die Meinung des Sultans. Er sprach oft mit Helim darüber, nahm die funkelnden Dichtungen des

Jusuf mit ihm durch und meinte oft scherzweise: „Wenn du, o Helim, nicht mein Sänger wärst, so müßte es Jusuf sein.“ Er machte den Sultan häufig, daß Helim die Begeisterung seines kaiserlichen Herrn, zum erstenmal sich ihrer hohen Verehrung, nicht zu teilen vermochte. Er erwiderte manchmal Verse des jungen Sängers mit wunderlicher Schärfe, so mit einer sehr schlichten, verdrehten Gesteirung an den Leib, so daß der Sultan mehrmals im Gehörnen dachte: Sollte Helim, der Große, längst Verleumdung, heimlichen Reides fähig sein?“ Aber schließlich darf man von seinem sterblichen göttlichen Liebeserregung verlangen. Es dachte der Sultan, als er vernahm, die Gläse der Wäldern wie Jusuf nunmehr im Besonderen gegen Helim, den Abgeforschten, aus. Sie wies auf merkwürdige Ähnlichkeiten unter den beiden hin, nur, daß in Jusuf trübende Bosung geworden sei, was in Helim wie ein unerfülltes Verprechen bereits so gut wie verbortt wäre.

Da vernahm es der Sultan, aus der Fortschritt seiner freundschaftlichen Empfindungen heraus, Helim mit Jusufs Verken weiterhin zu quälen; er las sie nur mehr für sich im Gehörnen. Er sah sich um so sorgfältiger dazu veranlaßt, als Helim seit einiger Zeit zu fränklich begann und die Werte, vom Sultan betraut, ihm die Bedeutsamkeit des Falles nicht verhehrt.

Und kurz darauf geschah, was Abdul Dschami als den schwersten Schlag seines Lebens empfand: sein geliebter Freund und Sänger Helim war zu den Toten heimgegangen.

Da ließ der Sultan im ganzen Reiche Trauer verkündigen; er stellte den Beihalm in seinem schönsten Brunnensaale aus und gab seinen Wäldern fund, dem toten Freunde zu Fuß das letzte Geleite zu geben, wobei ihm die hundert höchsten seiner Wäldenträger gleichfalls zu Fuß zu folgen hätten.

So wurde des Sängers letzte Gang zu einem nationalen Trauerfest vor unzähligen Gräben und Beweismittel. Der Sultan selbst dicht hinter dem Sarge, ihm folgten in goldüberlachten Uniformen alles, was Rang und Würden behaß. Das Volk von Bagdad aber stand flach an Kopf und beneidete Helim laut, obwohl es ihm niemals recht verstanden hatte.

So war der Zug bereits eine Etwa weit gekommen, als plötzlich etwas Selbstames geschah. Es traten vier Männer aus einem der Häuser, an denen der Zug vorbeifuhr, die trugen eine schlichte schwarzgetragene Sarg und ein sünftiger Schritt voran, verbeugte sich vor dem Sultan und sprach: „Dies als Begehörung und letzter Wunsch des Sängers Helim, o Herr; es möge dieser Sarg seinem eigenen Sarge folgen und erst an seinem Grabe geöffnet werden.“

Der tiefbetroffene Sultan wußte nicht, wie ihm geschah, um aber die Weise der erhabenen Stunde nicht zu führen, ließ er den geheimnisvollen Sarg an sich vorbeibringen und ging nun hinter beiden her, in all seinem Schmerz der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

Und als man endlich an dem für Helim bestimmten Ehrengrabe stand, letzten auch die vier gespenstlichen Männer ihren Sarg zu Boden und öffnete ihn.

Und siehe — er erwies sich als leer. Nur ein zertrüßtes Holz darin, das man dem Sultan überreichte. Daraus stand von Helims wohlbehaltenen Hand: Mit mir geht nicht nur Helim, es geht auch Jusuf Seridun mit mir zu Grunde. Verzeihe dieses Doppelspiel deinem treuesten Diener, o Herr! Treue war es, was ihn dazu veranlaßte. Treue zu Dir und — Treue zu sich selbst.“

Abdul Dschami verzehrte lange Zeit betroffen vor den beiden Särgen. Da hörte er die Stimme des Großvaters an seinem Ohr: „Weshalb schändliches Spiel, o Herr! Und er nannte sich seinen treuesten Diener.“

„Ich befehle dir zu Schweigen“, rief der Sultan aus. „Wenn es jemals einen Geschehnis gab, so war es dieses! Dann aber wehrte er kämpferlich lächelnd ab: „Er spielte vielmehr dem Leben sein anderes Spiel, als ich selbst und wie alle.“

Er ließ den toten Sänger ein herrliches Grabmal errichten, das ganz von Rosenblättern umponnen war. Darüber singt noch heute in milden Vollmondbüchsen sich und bedeutsam Wäldern, die Wäldern.

### Das Bild.

Ein Vortrag von Karl Demmel.

Der Direktor der Affenbank kam das Schreibmaschinenzimmer. Schnell waren die Tippdamen wieder bei ihrer Arbeit.

Man erzählte sich jene Ereignisse vom letzten Sonntag untereinander. Lotte Weimann war in der Ecke das Bild ihres Anbeters entfallen. Sie konnte sich nicht so rasch hüten, als es der Chef schon aufgehoben hatte und in die Tasche steckte.

„Ich hätte mir mehr Arbeitsfreunde aus, meine Damen. Ihre Privatgespräche erwidern Sie gefälligst nach Dienstschluss.“ Fräulein Heiber, ich möchte die Konversations- tabellen sich zwei Uhr haben.“

Fräulein Heiber sagte: „Jawohl, Herr Direktor.“ Der Direktor ging.

Eine Viertelstunde lang klappten die Maschinen wieder emsig.

Lotte Weimann ließ die Jünger einen Augenblick ruhen. Fräulein Heiber fragte ihre Kollegin: „Wissen Sie, daß der Direktor Ihr Bild mitgenommen hat?“

Die Angebetete erstarrte und sagte: „Das ist eine starke Annahme des Direktors.“

Wieder klappten die Maschinen. Trotzdem reichte sich Tabelle an Tabelle. Lotte Weimann hatte eine geschlagene Stunde gebraucht, um ihr letztes Sonntagserlebnis zu berichten, das sie gehabt hatte. Und den Herrn, dessen Bild sie fallen lassen hatte, hatte sie erst geftern kennen gelernt. Er war durchaus Cavalier, führte sie ins Kaffee, fuhr auch mit ihr Auto und am Abend saßen sie Loge im Metropolitantheater.

Die anderen Mädchen waren neugierig.

„Was haben Sie gesagt, was Sie für einen Beruf haben?“ fragte Missi Goll.

„Er denkt, ich war ein Hauswirtschaftlerin aus Berlin.“

„Ich las ihn ruhig denken. Uebrigens ist er adeilig, tochtst vom Scheitel bis zum Zohle.“

Der Einlaßschlüssel taste durch das Zimmer häufig zum Direktor hinein.

Nach einer Weile war es da dritten sehr laut.

Die Maschinen tippeten wieder emsig.

Nach einer Weile fragte Lotte Weimann wieder: „Was will der Direktor nur mit dem Bild?“

Der Einlaßschlüssel kam zurückgerast und warf die Gläser zu.

Es klautete. Das Signal galt Lotte Weimann. Der Direktor sah im Schreibtischschlüssel zurückgekehrt, rauchte eine dicke Zigarre und hatte das fragliche Bild vor sich liegen.

„Ergen Sie sich, Fräulein Weimann.“

„Wie heißt der Herr, wenn ich so herzlich sein darf?“

„Weshalb von Wäldern?“

„Wissen Sie das genau?“

„Ja, Herr Direktor.“

„Wissen Sie zufällig, was der Herr von Beruf ist?“

„Zunächst er verriet, Regierungsdirektor im Ministerium des Innern.“

Der Direktor künzte am Telefon.

„Ant du? Bitte Wäldern 1889.“

„Der Wäldernschlüssel Ulrich Meyer, Wäldernsdorf.“

„Der Direktor Räfte. Guten Tag, Ulrich, künzte ich Demen Sohn mal sprechen?“

„Natürlich, natürlich, ich las ihn gleich rufen.“

Der in Wäldernsdorf sprang am Telefon.

„Der Konstabler Meyer.“

„Der Direktor Räfte. Sag mir doch bitte einmal, seit wann Du Gehört von Wäldern heißt.“

„Es kam keine Antwort.“

Der in Wäldernsdorf wurde schläg.

„Nun, Du antwortest ja nicht?“

„Weshalb Du, erkläre mir doch!“

„Soll ich Dir die Erklärung persönlich in Gestalt meiner Schreibmaschinendame, die erst geftern Deine Bekanntschaft machte, ins Haus schicken?“

„Es kam wieder keine Antwort.“

„Siehst Du, so fällt mir kein. Guten Tag.“

„Diese Erklärung genügt Ihnen, Fräulein Weimann?“

„Lotte nicht besämt.“

Sie hat niemals wieder von einer Herrenbekanntschaft im Geheiß erzählt ...

### Die Liebe im Lebenskampf.

Spond oder Heimischgus?

In einem Meinungsaustausch zwischen Jüngling und Weibern, wie sie in den englischen Wäldern so beliebt sind, erörtert Januar Worter die Frage, ob Erfolge im Leben und in der Liebe sich zu verbinden pflegen, oder ob die großen Siege der Lebenskampfe in der Regel diejenige sein, die für die Fremde mehr oder weniger unangenehm sind. Gegenüber der dabei verstandenen Ansicht, die Liebe ist ein Hindernis für den Reichtum des Lebens, vertritt der englische Autor sehr lebhaft die entgegengesetzte Anschauung mit der Begründung, daß Energie ein Zeichen von Mächtigkeits überhand tut. Da aber für alle Lebensereignisse das Dasein einen Kampf um Brot und Liebe bildet, so könnte sich solche Mächtigkeits nicht auf einen Kampfspiel allein beschränken. Wer dieses Grundbedürfnis der menschlichen Rasse völlig antreibt, dem mußte es auch an Energie im allgemeinen fehlen. Während das Beispiel von Cecil Rhodes, der der Liebe ganz unangenehm gewesen sein soll, abgelehnt wird, da selbst seine vertrauten Freunde darüber nicht gleicher Meinung gewesen seien, wird aus angeleglich unzähligen Beispielen — z. B. Heine große Männer herausgerückt, deren Leben der vorgetragenen These als Stütze dienen kann.

Die großen Gegner und Wäldern der Lat, Napoleon und Nelson waren beide nur also leicht in Glimmen zu lösen. Deshalb erachte noch einen von wissenschaftlichen Wäldern erfüllten Leben, daß kein Glück lag mit dem der Liebe verzeigelt. Der große Nationalökonom John Stuart Mill ebenso wie der derbe radikale Politiker William Cobbett schreiben der Liebe zu ihren Gattinnen ein hauptberuflich an den Erfolgen zu, die sie im Leben erworben haben. Lord Beaconsfield, der große Staatsmann, dessen Gemütsbedürfnisse ja überhaupt von der strengsten Kunst der Staatslehre nicht völlig befriedigt wurden, bezog eine geradezu romantische Leidenschaft für seine Frau, und bei Gelegenheiten war es gewiß nicht einer englischen Stimme, um zu bezugehen, daß die Liebesfähigkeit eine der großen Triebkräfte seines Lebens war. Der englische Wortkämpfer für die Allgemeinheit Galt Amors geht sogar soweit, zu behaupten, die Liebe allein sei der eigentliche Ansporn im menschlichen Kampf um Dasein, und nur das Bedürfnis, Liebe zu spenden und zu empfangen, gebe dem Menschen die Kraft, der widerstrebenden Materie Herr zu werden. Also eine moderne Stimme, die völlig im Einklang ist mit dem Symmus Schillers, indem er Liebe die Feder in des großen Weltkries nennt, und die ihm nicht einmal das Jungeloh, was er in einem anderen seiner Jugendgedichte vertritt:

Eintweilen, bis den Bau der Welt Philosophie zusammenfällt. Erhält sich das Getriebe Durch Hunger und durch Liebe.

### Bunte Zeitung.

Nämliche Altersjahre in Wales. Im vorigen Jahre hat man in Wales, und zwar in der Nähe von Carnarvon, wo sich einst die römische Stadt und Festung Segontium erhob, mit Ausgrabungen begonnen, bei denen die bisher, nach Nordwesten gelegenen Versteigerungen der Befestigungen festgestellt wurden, während sich die jetzt wieder aufgetanenen Ausgrabungen auf das Innere der eigentlichen Festung erstreckten. Dabei konnten bereits die Reste eines großen Turms, das nach Nordwesten gerichtete Tor, zufolge gefordert werden, wobei festgestellt wurde, daß es aus einem einzigen Eingang bestand, flankiert von zwei vieredrigen Türmen, die wohl als Loggia dienten. Das Fundament eines dieser Türme ist noch bis zu Höhe von ungefähr 1 Meter erhalten und wird zum Teil von großen Mauerblöcken gebildet. Die Zeit der Erbauung war genau nicht zu bestimmen; doch ist mit ziemlicher Sicherheit zu legen, daß das Bauwerk aus dem 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt. Als der Fundament des Turmes weggegraben wurde, fand sich eine Menge Keramik des Großen, die den wallisischen Ueberlieferung in Segontium befestigt sein läßt. Auch wurden in der Erde des Fundaments Knochen und Muscheln gefunden.